



Ferguson, Niall: Kissinger – Der Idealist 1923-1968. Propyläen-Verlag: Berlin 2016, 1120 Seiten, € 49,00.

/// Realist, Idealist oder Superman

WAS WAR HENRY KISSINGER?

„Was passiert, wenn Kissinger stirbt? – Richard Nixon wird Präsident der Vereinigten Staaten!“ Dieser Witz kursierte Ende 1972 und illustriert Henry Kissingers Superman-Status als Nixons Nationaler Sicherheitsberater und späterer Außenminister. Nicht nur deswegen entwickelte sich Kissinger zum Gegenstand journalistischer und wissenschaftlicher Untersuchungen – zuerst verehrt und dann geschmäht, wie Niall Ferguson schreibt.

Der erste Teil Fergusons monumentaler Biographie behandelt Kissinger seit seiner Geburt bis zum Eintritt in die Regierung Nixon. Den Schnitt begründet

Ferguson klug, möchte er doch in diesem Band Kissingers Denken vor seiner Regierungsverantwortung sezieren. Jeder Biograph muss der Versuchung widerstehen, immer tiefer in die Psyche seines Analysegegenstandes einzudringen und dabei die Grenze zum Spekulativen zu überschreiten. Ferguson überschreitet diese nie, argumentiert nüchtern und wissenschaftlich. Regelmäßig referiert er gegenläufige Argumente, um dann festzuhalten: „Die Realität sah ganz anders aus.“

Warum erwartet man von Ferguson, britischer Geschichtswissenschaftler an Kissingers Alma Mater Harvard, Originelles?

Zum einen hatte Ferguson als erster und bisher einziger Wissenschaftler Zugang zu privaten Briefen und Tagebüchern Kissingers und konnte ihn mehrfach interviewen. Zum anderen titelt er die Biographie „Der Idealist“ – das ist harter Tobak für alle, die in Kissinger einen Erz-Realisten mit machiavellistischen Zügen sehen. Daher leiten zwei Fragen diese Rezension. Erstens: Sind Fergusons neue Quellen von der Güte, dass der aktuelle Forschungsstand zu Kissinger ergänzt oder revidiert werden müsste? Zweitens und daran logisch anknüpfend: Falls ja, belegen sie Fergusons Charakterisierung Kissingers als Idealist?

Gerade in den ersten Kapiteln spielen die neuen Quellen ihre Stärke aus. Kissingers Briefe an seine Eltern bergen allerhand Erhellendes über sein Denken. An seinen von der Verfolgung durch die Nazis gekennzeichneten Vater schrieb er abwägend, dass „[in] den wahren Tragödien des Lebens es [...] nicht um Entscheidungen zwischen richtig und falsch [geht].“ Immer wieder vorgebrachte Erklärungen, Kissingers Kindheit und Jugend hätten ihn zynisch geprägt, kann Ferguson mit zahlreichen Dokumenten widerlegen. Scharfsinnig fasst er Kissingers Kindheit in Fürth frei nach Friedrich Nietzsche zusammen: Was ihn nicht umbrachte, machte ihn stärker. Auch die Darstellung von Kissingers Jugend in New York, als in die Bundesrepublik zurückgekehrter G.I. und junger Akademiker in Harvard profitieren vom neuen Material. Seit Anfang der 1960er-Jahre nimmt ihr Mehrwert, von Ausnahmen abgesehen, ab. Denn Kissingers außenpolitische Äußerungen, auch in der Zeit vor 1968 als öffentlicher Intellektueller und Regierungsberater, sind bereits publiziert. Da Ferguson jeden einzelnen Foreign Af-

fairs-Artikel, jede Monographie und jede Rede Kissingers ausführlich rezensiert, verwebt er fließend neue mit bekannten Quellen. Insgesamt erfüllt die neue Primärliteratur die Hoffnungen auf Erkenntnisgewinne. Viele Lücken in den Quellen zu Kissinger bis 1968 werden gefüllt, Vermutungen verifiziert, Bekanntes mehrfach belegt. Generell schreibt Ferguson auch eine Geschichte des Kalten Kriegs, eben aus der Perspektive Kissingers – von der Doktrin der massiven Vergeltung über die Kubakrise und den Vietnamkrieg bis zur deutschen Wiedervereinigung. Ferguson ist ein talentierter Erzähler, er selbst will sein Werk ohnehin als Bildungsroman verstanden wissen.

Fraglich ist nun, ob die neuen Quellen Fergusons These vom Idealisten Kissinger belegen. Bejaht man dies, gilt es zu untersuchen, ob Kissinger Idealist aus Überzeugung oder aus Opportunismus war. Als öffentlicher Intellektueller kann man es sich, wie Ferguson treffend feststellt, leisten, Idealist zu sein – als Träger von Regierungsverantwortung womöglich nicht. Bemerkenswert ist, dass Kissinger und Ferguson Realismus und Idealismus nicht als Denkschulen der akademischen Disziplin internationale Politik, sondern schlicht als Pragmatismus versus Dogmatismus sehen. Ferguson argumentiert plausibel, dass Kissinger Idealist aus Überzeugung war. Allerdings ist es keine neue Erkenntnis, dass Kissinger in den 1950er-Jahren einen begrenzten Atomkrieg für möglich hielt, aber angesichts der neuen Langstreckenraketen und des wachsenden sowjetischen Waffenarsenals von dieser Position in den 1960er-Jahren abrückte. Für den Realisten Eisenhower dagegen war die Doktrin der massiven Vergeltung sakrosankt und ein begrenzter Atomkrieg undenkbar.

Mit seinem Werk „Nuclear Weapons and Foreign Policy“ hatte sich Kissinger als Taktgeber der Debatte um die amerikanische Atomwaffenstrategie etabliert, insbesondere bei der Frage um die Teilhabe der Bundesrepublik an Atomwaffen. Er begründete ein amerikanisches Vorgehen gegen kommunistisch inspirierte Unruhen in Südamerika mit dem Anspruch der USA an ihre eigenen Werte: „Diese Dinge wollen wir wegen der Werte tun, für die wir stehen, und nicht, weil wir die Kommunisten besiegen wollen.“ Ebenso unterstützte er den Beginn des Vietnamkriegs und stand damit in Konfrontation zum Vordenker des klassischen Realismus, Hans Morgenthau, der diesen ablehnte. In dieser intellektuellen Fluchtlinie war Kissinger die realistische Reaktion Kennedys auf den Bau der Berliner Mauer ein Graus. Aber nicht nur in seinem Denken, auch bezüglich eines Jobs in der Regierung ließ Kissinger kalkulierenden Opportunismus vermissen. Drei Mal unterstützte er Nelson Rockefellers Bemühen um eine Präsidentschaftskandidatur, das für jeden scharfsinnig-realistischen Beobachter der Zeit zum Scheitern verurteilt war. Zudem äußerte er öffentlich „ernste Zweifel“, dass Nixon die Vereinigten Staaten im Trubel der 1968er einen könnte und behauptete, dass er als Präsident „völlig ungeeignet“ wäre.

So authentisch Kissingers Idealismus auch war, ein Träumer war er nicht. Ferguson erklärt, dass Kissinger ein Idealist im Sinne Kants, nicht Wilsons war, also dass wir nicht sicher sein können, „ob diese oder jene vermeintliche Erfahrung nicht bloße Einbildung sei“, denn „die Wirklichkeit äußerer Gegenstände ist keines Beweises fähig“. Wilsons Bestehen auf der Unterordnung von Macht unter das Völkerrecht stellte ein „Rezept für

Untätigkeit“ dar. Außerdem, so Kissinger, sei „das Bestehen auf reiner Moral schon an sich die unmoralischste aller Handlungen“. Kissingers Idealismus gipfelte in seinem Credo, dass zwischen größeren und kleineren Übeln zu wählen an sich eine moralische Handlung war.

Der Vietnamkrieg könnte jedoch aus Sicht des Rezensenten das Schlüsselerignis vom Anti-Bismarck zum vorsichtigen Realisten sein. Im zu erwartenden Scheitern der USA in Vietnam dachte Kissinger wie der preußische Kanzler, erwog Koalitionen mit Moskau und Peking. Ferguson hält sich allerdings bedeckt: „Dabei gibt es keinen konkreten Moment, auf den man deuten und sagen könnte: Damals wurde der Idealist zu einem Realisten.“ John Lewis Gaddis meinte dazu, dass Idealismus und Realismus entgegengesetzte Enden eines Spektrums seien, innerhalb dessen wir – also auch Kissinger – so handeln, wie es die jeweiligen Umstände erfordern. Eine endgültige Antwort, ob und wann Kissinger zum Realisten wurde, muss also auch nach Fergusons Werk offen bleiben. Vielleicht zeigt dies, dass die Grenzen des Historikers erreicht sind, wenn Akteure ihr Denken ändern, dies aber nicht kundtun. Dies nämlich hat Kissinger auch in den neuen Quellen nicht getan.

Dennoch nähert sich Ferguson Kissinger so eng an, wie es die Quellenlage wohl nur ermöglicht. Und so empfiehlt es sich, Fergusons komplexes „Meisterwerk“ (New York Times) – allein die Anmerkungen betragen 86 Seiten – ganz im Sinne Rolf Dobellis mehr als einmal zu lesen und sich dafür die Lektüre mediokriner Bücher über Kissinger zu sparen.

MANFRED GROB